

**»im Grunde genommen hab ich die Seele eines kleinen Mädchens« : Männlichkeitsbilder, internalisierter Heterosexismus und gesundheitliches Risikoverhalten bei schwulen Männern in Deutschland**

Langer, Phil C.

2013

<https://doi.org/10.25595/617>

Veröffentlichungsversion / published version  
Zeitschriftenartikel / journal article

**Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:**

Langer, Phil C.: *»im Grunde genommen hab ich die Seele eines kleinen Mädchens« : Männlichkeitsbilder, internalisierter Heterosexismus und gesundheitliches Risikoverhalten bei schwulen Männern in Deutschland*, in: *Feministische Studien : Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung*, Jg. 31 (2013) Nr. 2, 294-307. DOI: <https://doi.org/10.25595/617>.

**Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Walter de Gruyter Verlag.**

**Erstmalig hier erschienen / Initial publication here:** <https://doi.org/10.1515/fs-2013-0210>

*Phil C. Langer*

## **»im Grunde genommen hab ich die Seele eines kleinen Mädchens« – Männlichkeitsbilder, internalisierter Heterosexismus und gesundheitliches Risikoverhalten bei schwulen Männern in Deutschland**

### **1. *Heterosexismus als Forschungsperspektive***

Die Thematisierung von Sexismus hat in den letzten Jahren in medialen, politischen und sozialwissenschaftlichen Debatten eine bemerkenswerte Konjunktur erfahren (vgl. z.B. Hergenhan 2012; Diehl/Rees/Bohner 2013). In diesem Sprechen über Sexismus bezeichnet der Begriff in der Regel ein System geschlechtsspezifisch wertender Wahrnehmungs- und Verhaltensweisen, das gesellschaftliche Machtverhältnisse zwischen Frauen und Männern sowohl reflektiert als auch performativ festigt (z.B. Eckes 2008; Gianettoni/Rouxvals 2010). Auch in aktuellen Debatten, in denen etwa ein ambivalenter, in »feindlichen« und »wohlwollenden« Ausprägungen sich äußernder Sexismus konstatiert (z.B. Barreto u. a. 2010; Mosso u. a. 2013) oder die Frage nach Männern als Opfer von Sexismus gestellt wird (z.B. Benatar 2003; Digby 2003), erscheinen Frauen und Männer als Kollektivsubjekte. Darin spiegelt sich jene biologistische Konstruktion binärer Geschlechterkategorien wider, die den konstatierten sexistischen Wahrnehmungen und Verhaltensweisen zugrunde liegen. Mit Ausnahme vor allem intersektioneller Ansätze (z.B. Kerner 2009; Dietze 2012) wird »den Männern« in diesen Debatten regelmäßig heterosexuelles Begehren unterstellt. Dies beeinträchtigt das Potenzial des Begriffs Sexismus zur Analyse der Aufrechterhaltung einer hierarchischen Geschlechterungleichheit, an der Menschen unterschiedlichen Geschlechts und unterschiedlicher Begehrensstrukturen beteiligt sind.

Ausgehend von sozialkonstruktivistischen Ansätzen der *Gender-* und *Queer Studies*, die nicht nur das Kollektivsubjekt »der Frauen« problematisieren (Butler 1991), sondern auch das Feld intelligibler Männlichkeiten differenzieren (Connell 2006), ermöglicht der Begriff indes auch die konzeptionelle und empirische Erfassung von Wahrnehmungen, Einstellungen und Verhalten *gegenüber* und von daraus sich ergebenden Folgen *für* Männer, die in heteronormativ und patriarchalisch strukturierten Gesellschaften aufgrund von Zuschreibungen »abweichender« Sexualität(en) marginalisiert werden: Als *Heterosexismus* bezieht er sich auf stigmatisierende Diskurse und Praktiken, die sich auf nicht-heteronor-

mative Lebensführungen richten. So waren die Erfahrungen heterosexistischer Diskriminierung und Gewalt gegenüber schwulen Männern Gegenstand vielfacher Studien (z. B. Lippl 2007; Herek 2009). Auch die negativen Folgen dieser Erfahrungen für die psychische Gesundheit von Schwulen, die sich in Form von gegenüber der heterosexuell identifizierten Mehrheitsgesellschaft vielfach erhöhten Prävalenzen psychischer Probleme wie Angststörungen oder Depressionen abbilden, sind – bei kleineren Differenzen in Bezug auf die Stärke der Zusammenhänge und mögliche vermittelnde Variablen – mittlerweile empirisch gut belegt (z. B. King u. a. 2008; Szymanski / Carr 2008). Das *Minority Stress Model* (Meyer 2003), das auf die Bedeutung von stresshaften Erfahrungen aufgrund der Zugehörigkeit zu einer nicht-heterosexuellen Minderheit für die psychische Gesundheit von Lesben, Schwulen und Bisexuellen verweist, bietet dafür einen theoretisch plausiblen Erklärungsrahmen.

Weit weniger gut erforscht ist die Frage, inwieweit sich heterosexistische Erfahrungen schwuler Männer auf ihre *physische* Gesundheit auswirken. Dass ein Zusammenhang besteht, lässt sich aufgrund der statistisch belegten Konzentration unterschiedlicher gesundheitlicher Belastungen in dieser Gruppe, die sich in allen westlichen Industriestaaten im Vergleich zur Gesamtbevölkerung weitaus höheren Prävalenzraten von HIV-Infektionen, psychischen Störungen und Drogenkonsum zeigt (z. B. Stall u. a. 2003; Singer u. a. 2006), annehmen. Die folgenden Ausführungen sollen einen Beitrag zu einem empirisch begründeten Verständnis der psychosozialen Dynamiken, die diesem Zusammenhang zugrunde liegen, leisten. Sie fokussieren auf die Folgen der Internalisierung von Heterosexismus für die Identitätskonstruktionen und das auf HIV bezogene Gesundheitsverhalten bei schwulen Männern in Deutschland anhand des konflikthaften Umgangs mit heteronormativ wirksamen Männlichkeitsbildern.

Internalisierter Heterosexismus kann Meyer und Dean (1998) folgend als »the gay person's direction of negative social attitudes toward the self, leading to a devaluation of the self and resultant internal conflicts and poor self-regard« definiert werden. In diesem Sinn geht der Beitrag den komplexen Zusammenhängen nach, die durch die Verinnerlichung von heteronormativen Diskursen und deren Veräußerlichung in sozialen Praktiken erfolgen und die gesellschaftlichen Machtverhältnisse in intrapsychische Konflikte übersetzen. Als empirische Basis wird auf die qualitative Studie »Positives Begehren« rekurriert, die anhand von 58 qualitativen Interviews mit schwulen und bisexuellen Männern die psychosozialen Dynamiken von HIV-Infektionen in Deutschland untersuchte (Langer 2009). Die Ergebnisse der Studie weisen darauf hin, dass sich biografische Erfahrungen sozialer Anerkennungsverweigerung als Identitätsbeschädigungen ins Subjekt einschreiben und zu einer spezifischen Vulnerabilität schwuler und bisexueller Männer beitragen.

Im Folgenden wird zunächst ein Fallbeispiel aus der Studie präsentiert und die darin sich zeigenden Dynamiken anschließend im Kontext mit anderen Interviews analytisch verständlich gemacht. Abschließend wird – verstanden auch

als Beitrag zu aktuellen Debatten der *Queer Studies*, die sich an AIDS als Chiffre festmachen (z.B. Engelmann 2012; Epstein 2013) – die Frage nach den Perspektiven schwuler Artikulation und Verkörperung nicht-heterosexistischer Männlichkeitsbilder in heteronormativen Gesellschaften diskutiert.

## 2. *Internalisierter Heterosexismus – ein Fallbeispiel*

*Für mich ist Männlichkeit, haha, das ist sicher ganz komisch, für mich ist Männlichkeit ein passiver Mann, der, so so n so ne Wunschkörper, so n so n Bodybuilder, der für mich passiv sein kann. Das ist für mich Männlichkeit und ich möchte immer gern die Männlichkeit in Person sein, aber im Grunde genommen hab ich die Seele eines kleinen Mädchens. [...] Und das ist auch eine Erfahrung, die mir, ähm, die ich jetzt seit, äh, seit ein paar Jahren mit mir rum trage und so, dass ich einfach, dass ich so SCHRECKlich schwul bin. (Frank)*

Innerhalb weniger Sätze wird die emotionale Spanne des im Rahmen der Studie Interviewten in Bezug auf Männlichkeit deutlich. Die Sequenz beginnt mit der mit einem Lachen präsentierten »Wunschkörper« einer für ihn im »Bodybuilder« verkörperten Form extremer Männlichkeit, die er begehrt und qua Penetration besitzen möchte und die ihm so eine absolute Machtposition verschafft. Er ist es, der die Verfügungsgewalt über Männlichkeit imaginiert; diese wird zum ohnmächtigen Objekt, das er besitzen kann. »Komisch« daran ist natürlich die Verkehrung herkömmlicher Männlichkeitsvorstellungen, die mit Aktivität und Macht besetzt sind. Der »passive Mann« ist das genaue Gegenteil davon. Und doch scheint die Identifikation mit dem von ihm gedanklich Penetrierten für Frank der einzige Zugang zu seiner eigenen Männlichkeit zu sein: über den Besitz des Anderen – oder, genauer gesagt: über sein Begehren nach dem Begehren des Anderen. Gleichwohl erkennt er in sich selbst »die Seele eines kleinen Mädchens«. Zwei unterschiedliche Begriffe von Männlichkeit driften hier auseinander und erzeugen eine Irritation, die Franks konflikthafte und ambivalenten Umgang mit seiner sexuellen Identität reflektiert. Zum einen bleibt ihm die Männlichkeit des Bodybuilders, die er so affektiv besetzt skizziert, verschlossen: Sie ist lediglich Funktion für die Konstruktion seiner eigenen männlichen Position. Zum anderen wird eine andere Männlichkeit in Szene gesetzt, die eine psychosoziale Dimension besitzt und mit seiner schwulen Präferenz korreliert und im Bild des »kleinen Mädchens« figuriert wird. Die Seele als das »wahre« Innere, – während sein äußerlich gezeigtes Verhalten »verstellbar« ist, wie er an anderer Stelle sagt – offenbart ihn als mehrfachen Nicht-Mann: Nicht Frau, auch nicht Mädchen, explizit ist es ein »kleines« Mädchen, das als sein verinnerlichtes Selbstbild fungiert. Es stellt eine Last dar, wie die metaphorische Wendung der mit sich herum getragenen Erfahrung zeigt. Was

diese Seele genau ausmacht, wird an dieser Stelle nicht deutlich; entscheidend scheint lediglich die völlige Opposition zum »Mann«, der als erstrebenswerter Bezugspunkt dient. Das begehrte Extrem des Bodybuilders kann so als Kompensation eines Selbstwertdefizits gesehen werden. Es ist – auch sexuell – eine zwanghafte Aktivität, die sich in seinem gesamten Verhalten äußert:

*Ich versuche nach außen mich, ich habe jetzt diesen Bart jetzt und, äh, und, ja, ich würde gern sehr männlich erscheinen mit sehr tiefer Stimme, und an meinem Gang hab ich ja schon gearbeitet, schon als Jugendlicher, also dass ich sehr männlich laufe und so, aber ich möchte halt im Akt möchte ich der aktive, wirklich aktive Partner sein das, das, das finde ich total gut. (Frank)*

Der Bart, die Stimme, der Gang, die aktive Position beim Sex: Die Charakteristika, die Männlichkeit für Frank symbolisieren, sind allesamt Äußerlichkeiten, die für Beobachter sichtbar und innerhalb der gängigen Geschlechterdichotomie problemlos interpretierbar sind. Folglich sind es stereotype Verhaltensmerkmale, die ein traditionelles Bild einer heterosexuellen Männlichkeit aufrufen, das gesellschaftlich normative Funktionen übernimmt. *Doing masculinity* bedeutet für ihn lebenslange Arbeit, kein natürliches So-Sein, keine unmarkierte Position auf dem Tableau der Geschlechter.

Die Inszenierung scheitert. Er »möchte« gern als »Männlichkeit in Person« erscheinen; offenbar glaubt er selbst nicht daran. Franks Stimme wird leiser, als er über die Erfahrung seines Schwulseins spricht, er stockt, so, als ob er bei der Wiederherbeiholung der Erkenntnis erschrickt. Nur eine Silbe wird noch mal deutlich und laut hervorgehoben, wenn er bemerkt, wie »schrecklich schwul« er doch sei. Homosexualität verbreitet für Frank einen Schrecken, der aus einer für ihn unmöglichen Männlichkeit resultiert. Die in der Sequenz erscheinenden Identitätsfragmente von Männlichkeit und Weiblichkeit sind in sein Selbstbild nicht integrierbar. Die gesellschaftlich präfigurierten Bilder von Männlichkeit haben handlungsleitende Funktion für ihn. Sie begründen ein inkohärentes und von Selbstzweifeln getragenes Ich. Frank war zum Zeitpunkt des Interviews 44 Jahre alt; er beschrieb sich als vielseitig interessiert und künstlerisch erfolgreich. Er war im Hinblick auf HIV ungetestet, die letzte negative HIV-Diagnose lag mehrere Jahre zurück. Seitdem hatte er beim Sex stets auf das Kondom verzichtet, was bereits zu zwei Syphilisdiagnosen geführt hatte. Vor HIV hatte er »wirklich Schiss«. Dass er »irgendwas nicht verarbeitet« hatte, reflektiert Frank mehrfach kritisch. Und doch bleiben die inkorporierten gesellschaftlich normativen Männlichkeitsbilder, an denen er immer wieder verzweifelt scheiterte, für ihn vorbildlich und verbindlich.

Das Bild des Bodybuilders, das Frank in dem Gespräch anführt, ist für eine spezifische Männlichkeitsvorstellung in der schwulen *Community* beispielhaft. Er dient als Signifikant von Maskulinität, einer Abgrenzung vom gesellschaftlich wirksamen Konnex von Homosexualität und Weiblichkeit. »Die patriar-

chale Kultur hat eine simple Erklärung für schwule Männer: es fehlt ihnen an Männlichkeit«, schreibt Raewyn Connell (2006, 165) und fährt fort: »Wenn jemand von Männlichkeit angezogen wird, dann muss diese Person weiblich sein – und wenn es ihr Körper nicht ist, dann eben irgendwie ihre Psyche. Diese Argumentation ist nicht sehr stimmig [...], aber omnipräsent. Entsprechend verursacht sie bei schwulen Männern Verunsicherung bezüglich ihrer Männlichkeit.« Die grundlegende »heterosexuelle Matrix« (Butler 1991) impliziert ein spezifisches Männlichkeitsdefizit bei Schwulen:

*Es ist das Verhältnis von Identität und Begehren, das hier auf dem Spiel steht. Während bei Heterosexuellen der Trieb quasi-natürlich aus der Identität folgen soll – eine gesicherte Geschlechtsidentität garantiert das Interesse fürs andere Geschlecht – wird der Zusammenhang von Identität und Begehren innerhalb dieser Logik für Homosexuelle genau umgekehrt konstruiert. Aus dem sexuellen Interesse für Männer wird eine verfehlte männliche Identität abgeleitet. Wer Männer liebt, kann kein Mann sein. [...] Mit der Annahme eines zwangsläufig (oder zwanghaft) immer heterosexuellen Triebes wird Schwulen ihr Geschlecht abgesprochen. (Rehberg 2005)*

Ein Versuch der (Wieder-)Aneignung von Geschlechtlichkeit besteht so in einer Besetzung von (heterosexuellen) Männlichkeitsbildern für schwule Zwecke, eine Strategie, die im öffentlichen Diskurs existente Fragmente einer klar zuzuordnenden und positiv konnotierten Männlichkeit als Form mit schwulen Inhalten zu füllen vermag. Die ironische Distanz, die der Besetzung zugrunde liegt und ihre dekontextualisierte Funktionalisierung überhaupt erst ermöglicht, geht in der konkreten Realisierung zumeist verloren. Das Spiel mit den männlichen Rollen mag im Kontext der schwulen *Community* gelingen, mit einem Wechsel des Bezugsrahmens wirkt er in der heterosexuellen Mehrheitsgesellschaft als absurde Parodie.

Natürlich sind in der schwulen Kultur auch nicht-männliche Bilder – etwa der *Drag Queen* – als Identifikationsangebote verbreitet, die durch Affirmation des Andersseins die Stigmatisierung als Schwuler positiv umzuwerten und die herrschende Geschlechterordnung zu dekonstruieren versuchen. Indes: »Nicht die Dragqueens, sondern die ›Castro Street Klone‹, mit Jeans und T- Shirt, Schnauzbärten und kurzgeschorenen Haaren, bestimmten Ende der 1970er Jahre den internationalen Stil in der Schwulenszene. [...] [Es besteht] kein Zweifel, daß eine kulturelle Abwendung von femininen Anteilen stattfand« (Connell 2006, 239). Innerhalb der sozialen Organisation von Männlichkeit, die Connell beschreibt, nehmen Schwule als die auffälligste Form untergeordneter Männlichkeit die unterste Stufe einer rigiden Hierarchie ein, an deren anderem Ende die hegemoniale Männlichkeit steht »als jene Konfiguration geschlechtsbezogener Praxis [...], welche die momentan akzeptierte Antwort auf das Legitimationsproblem des Patriarchats verkörpert und die Dominanz der Männer sowie die Unterordnung der Frau gewährleistet (oder gewährleisten soll)« (ebd., 98). Hegemoniale Männlichkeit wird damit von kon-

kreten sozialen Rollen oder gesellschaftlichen Positionen entkoppelt und bildet als Definitionsmacht über die Wahrnehmung und Interpretation sozialer Wirklichkeit ein diskursives Scharnier zwischen dem kulturellen Ideal und der institutionellen Macht. Zweifellos kommt so den normativen Vorstellungen von Männlichkeit eine entscheidende Bedeutung in der sozialen Alltagspraxis zu. Sie begründet für die untergeordneten Männlichkeiten eine konfligierende Dialektik, ermöglicht sie doch durch ihre Akzeptanz die Teilhabe an gesellschaftlicher Macht, jedoch um den Preis einer verinnerlichten Unterordnung. Das Dilemma: Die Orientierung an (und die Übernahme von) klischeehaften Vorstellungen einer Hypermaskulinität bezeichnet die Hoffnung, durch Abgrenzung von einer schwulen Weiblichkeit eine gesellschaftlich legitimierte Position im Feld der Männlichkeiten besetzen und damit zu einer sicheren sexuellen Identitätsbildung kommen zu können, die indes durch die Existenz der hegemonialen Männlichkeit überhaupt erst desavouiert wurde.

Pierre Bourdieu (2005) spricht in diesem Zusammenhang von »symbolischer Gewalt«: Der Beherrschte (der Schwule) tendiere dazu, sich selbst gegenüber den herrschenden Standpunkt (der hegemonialen Männlichkeit nach Connell) einzunehmen. »Insbesondere der Schicksalseffekt, den die stigmatisierende Kategorisierung [...] hervorruft, kann ihn dazu zwingen, die Wahrnehmungskategorie des Geraden [der »heterosexuellen Matrix« nach Butler; PCL] zu akzeptieren und auf sich anzuwenden. Was dann unweigerlich dazu führt, daß er die sexuelle Erfahrung, die ihn vom Standpunkt der herrschenden Kategorien aus definiert, schamvoll erlebt« (ebd., 202–203). Schwules Leben hat damit unweigerlich – auch und gerade im radikalen Widerstand gegen diese Dynamik – mit Erfahrungen der Gewalt – der symbolischen und/oder der realen – zu tun. Nur selten wird sie bewusst erlebt oder zum Gegenstand einer intentionalen Reaktion. Innerhalb der notwendigerweise geschlechtsbezogenen Sozialisation in einer patriarchalen und homosozialen Gesellschaft werden insbesondere qua Familie, *Peers* und Medien heteronormative Bilder einer Männlichkeit verinnerlicht, die gerade für Schwule niemals unproblematisch zu verkörpern sind.

Als neuestes dieser Bilder wird seit einigen Jahren der schwule Skinhead identifiziert: »Aus der Perspektive der jüngsten Schwulengeschichte betrachtet, ist der Homoskin also das populärste Männerideal der Post-Aids-Ära. Man kann ihn in eine Logik der Überbietung einordnen, männlich, männlicher, am männlichsten« (Rehberg 2005). Aufgeladen mit Vorstellungen von äußerster Aggressivität und Gewalt, jenseits des politisch und gesellschaftlich Akzeptablen, dem immer schon der potentielle Neonazi eingeschrieben ist, symbolisiert der Skin eben jene Männlichkeit, der soziokulturell ein Maximum an Homophobie inhärent ist:

*Die Popularität dieser Figur für Schwule in einer mehrheitlich nichtschwulen Gesellschaft ist ein Zeichen dafür, dass ihnen der Zugang zur »Männlichkeit« immer noch verweigert wird und dass Assimilationsangebote für Schwule unter dem Vorzeichen von Homophobie funktionieren. Der Homoskin ist an dieser Stelle die Markierung einer Grenze. Er ist die Figur der schwulen Anti-Assimilation, eine schwule Protestfigur. (ebd.)*

Es ist nicht verwunderlich, dass in diesem Zusammenhang Gewaltphantasien in der schwulen Szene mediale Verbreitung finden. Als Beispiele dafür können die äußerst erfolgreichen Hardcore-Pornos dienen, die beispielsweise unter den Titeln *Unter Männern*, *Eingelocht* oder *Skin Flick* mediale Phantasien von teils brutaler sexueller Aggression in Szene setzen. Vergewaltigungsszenarien und Viktimisierungsvorstellungen reflektieren eine Faszination mit einem imaginierten, jeglicher Relativierung entzogenen Maskulinitätsideal und garantieren eine Partizipation an ihm über die Identifikation mit dem Aggressor (oder, paradox gewendet, auch mit dem Opfer dieser Aggression).

### ***3. Zur Psychodynamik eines internalisierten Heterosexismus im Kontext der HIV-Infektion***

Das vorgestellte Fallbeispiel hat bereits Grundzüge der komplexen Dynamiken des HIV-Risikoverhaltens schwuler Männer vor dem Hintergrund gesellschaftlich wirksamer Männlichkeitsvorstellungen aufgezeigt, die sich in einer Mehrzahl der Interviews der Studie aufzeigen lassen. Auch wenn in den letzten Jahren eine Vielzahl empirischer Untersuchungen zur Bedeutung von Männlichkeit für schwule Identitätskonstruktionen – auch in Bezug auf HIV-infizierte Männer (z. B. Halkitis 2001; Dowsett u. a. 2008; Kashubeck-West & Szymanski 2008) – vorgelegt wurden, so wurde bislang kaum die Rolle dieser Vorstellungen für das HIV-Infektionsgeschehen diskutiert. In dieser Hinsicht sind drei zentrale Studienbefunde zu vermerken, die im Folgenden näher ausgeführt werden.

Erstens lässt ein problematisch erfahrendes Spannungsfeld zwischen einer heteronormativ geprägten Männlichkeitsvorstellung und einer als nicht-männlich konnotierten Homosexualität die Männlichkeit zu einem zentralen Thema schwuler Identitätskonstruktion werden. Männlichkeit ist, wie ein anderer Interviewpartner bemerkt, »für alle Schwulen Thema. [...] Ich kenn wenig Schwule, die so ne ungebrochene Männlichkeit haben« (Simon). Nimmt man diese Formulierung auf, so bezeichnet Homosexualität eine gebrochene – verletzte, verwundete – Männlichkeit. Die Bruchstelle ist in der Diskrepanz zwischen den gesellschaftlich vorherrschenden – und das heißt in Bezug auf den aktuellen deutschen Studienkontext und soziokulturell ähnliche Gesellschaften: heteronormativen – Männlichkeitsvorstellungen, die durch vielfältige Sozialisationsprozesse und soziale wie kulturelle Repräsentationen auch als Bezugspunkte spezifisch schwuler Identitätsbildung fungieren, und den individuellen Erfahrungen eines problematischen Mann-»Seins« zu verorten. Der eben schon zitierte Simon macht das – »fast schon neidisch« – an seinem Bruder fest: »Der is verheiratet, hat zwei Kinder, und ich glaub, der findet sich gut und schön und attraktiv und in Ordnung. Und der is nich schöner und attraktiver als ich, denk ich, und ich, ich hab des nich, so'n ungebrochenes Verhältnis zu meiner Männ-

lichkeit.« Zwei Aspekte seines Männlichkeitsbildes werden hier thematisiert: die Einbindung in den heterosexuellen Kontext von Ehe und Familie sowie die Selbstverständlichkeit eines an körperlichen Merkmalen von Schönheit und Attraktivität begründeten Selbstwertgefühls. Konsequenterweise erhalten für Simon am Körper abzulesende Markierungen eine wichtige Funktion bei der Darstellung von Männlichkeit: »Fitnesswahn«, um »wenigstens sportlich aussehen oder wie'n Mann« erscheinen zu wollen und Kleidung als offensichtlichste Form von Geschlechtsdarstellungen in der Öffentlichkeit: »Oder ich, ich zieh Zimmermannshosen an oder ne Trainingsjacke oder wie auch immer. Dass man schon als Mann wahrgenommen werden will.« Die angeführten Beispiele orientieren sich nicht zufällig an Äußerlichkeiten, sind es doch die Ansatzpunkte, an denen die Geschlechtszugehörigkeit in der sozialen Alltagspraxis sichtbar und interpretierbar wird. Gleichzeitig sind sie am einfachsten – im Sinne eines »doing gender« (West & Zimmerman 1987) – darzustellen und damit funktionalistisch einsetzbar: Männlichkeit als Maskerade. Der Befund einer idealisiert patriarchalischen und heteronormativen Männlichkeitsvorstellung in den Interviews ist konsistent mit der aktuellen internationalen Forschung (Simonsen u. a. 2000; Halkitis 2001; Johnson u. a. 2008). Sie fokussieren, wie in den folgenden Interviewaussagen, insbesondere auf Körperattribute und sexuelle Verhaltensweisen: »groß, muskulös« (Bernd), »bisschen Macho-like« (Ben), »Drei-Tage-Bart« (Ulrich, Wolfgang), »maskulines Erscheinungsbild, kerniger Typ« (Dirk), »so n dunkler Typ und breites Kreuz« (Volker), »mein BILD, was ich so anhimme, vergöttere, das sind so halt diese türkischen Macho-Männer, die eben halt so vom Auftreten her auch schon so richtig maskulin-männlich wirken« (Ralf). Der Begriff des Jägers fällt gleich mehrmals, etwa: »N Mann ist von Natur aus n Jäger. Und der muss das Wild erlegen. So hab ich das mal festgestellt bei mir. Und wenn man das nicht hat, dann fühlt man sich mies und schlecht« (Frank).

Zweitens erscheint ein höheres sexuelles Risikoverhalten als mögliche Folge der verinnerlichten heteronormativen Männlichkeitsbilder und der damit verbundenen Selbstwertproblematik, wenn das Selbstbild dem männlichen Idealbild nicht gerecht wird. Vor dem Hintergrund der skizzierten sozialen Repräsentationen einer heteronormativen Männlichkeit wird in vielen der geführten Interviews ein Unbehagen bezüglich der Wahrnehmung der eigenen Männlichkeit erkennbar, das sowohl, wie bei Frank, explizit angesprochen und als Problem bewertet, als auch durch parasprachliche Äußerungen implizit deutlich (etwa in Form eines verlegenen Lachens, das eine ironische Distanzierung ausdrücken soll) und mit Gefühlen des Ungenügens verbunden und als ein defizitäres Selbstbild sichtbar wird. So resümiert Axel etwas verlegen: »Also komm ich mir irgendwie nich so männlich vor, irgendwie, keine Ahnung, also ich bin, äh, hab da schon immer so n bisschen en Komplex irgendwie«. Auch Max berichtet, er fühle sich »nich sehr männlich« und sei »einfach nur verstört, dass manche Menschen auf mich zukommen: Du bist doch schwul, oder? Und ich denk mir:

Verdammt! Wieso?! Ich hab's doch nicht auf der Stirn stehen? Was ist denn los?«.

Zwei Strategien, darauf zu reagieren, scheinen in den Gesprächen auf. Zum einen kann durch die bewusste Inszenierung einer an gesellschaftlich wahrnehmbaren Oberflächen sich festmachenden Maskulinität (etwa durch Kleidung oder Bodybuilding) den wahrgenommenen eigenen Mangel zu kompensieren versucht werden. Da dies in hohem Maße von der Anerkennung durch den Anderen abhängig ist und zugleich als nicht-authentisch gesehen wird, ist diese Inszenierung stets vom Scheitern bedroht. Zum anderen ist in den Gesprächen auffällig, dass fast alle Interviewpartner darauf bedacht sind, sich vehement von als feminin angesehenen schwulen Stereotypen zu distanzieren:

*Also ich hab schon auch ein Problem damit, mit diesen tuntigen Schwulen, [...] ich find das schon manchmal auch ein bisschen verstörend, dass es da Schwule gibt in der Community, die da auch tagsüber mit der Federboa rumlaufen müssen oder sonst irgendwas, also das wirkt schon auch ein bisschen verstörend für mich, und das ist auch immer etwas, wo ich mir denke, nee, zu denen will ich dann aber auch nicht gehören. (Andreas)*

*Ganz pauschal, blöd gesagt: Ich hab was gegen Dekolletee-Griff und gebrochene Handgelenke. Find ich ganz furchtbar. Es soll JEDER alles machen nach seiner Facon, aber ich hab auch was gegen Damenwäscheträger... Die kann ich auf den TOD nich ausstehen. [...] das WIDERT mich an. (Robert).*

Es ist ein regelrechtes »Weiblichkeits-Bashing«, das sich durch eine Großzahl der Interviews zieht. Durch die Abwertung von (imaginiertes) Weiblichkeit wird eine »männlichere« Position konstruiert, die ein höheres Maß an sozialer Anerkennung und Selbstwert zu versprechen scheint. Sie verweist auf einen internalisierten Heterosexismus, der nicht nur ein brüchiges Selbstbild überdeckt, sondern stigmatisierende und diskriminierende Folgen innerhalb der schwulen Szene (und potenziell auch gegenüber Frauen) nach sich zieht. Dabei bleibt in vielen Fällen ein Bewusstsein der Brüchigkeit dieses Bildes bestehen, da einzelne eigene Verhaltensaspekte der abgewehrten Weiblichkeit entsprechen.

Sexuelles Risikoverhalten erscheint dabei als *eine* mögliche Folge dieses verminderten Selbstwertgefühls hinsichtlich der eigenen Männlichkeit. Dass es bei Schwulen spezifisch um sexuelles Risikoverhalten geht, ist vor dem Hintergrund der über Sexualität hergestellten geschlechtlichen Identität und der Suche nach Anerkennung qua Sex verständlich (Langer 2009). Da im weiblich-schwulen Akt des Penetriertwerdens das Männlichkeitsproblem figuriert ist, wird es auf dem Spielfeld der Sexualität auch ausgetragen.

Drittens lässt sich ein paradoxes Begehren nach eben jener imaginierten und in der eigenen Psychodynamik als gewalttätig erfahrenen Männlichkeit konstatieren. Es mutet paradox an, dass trotz weit reichender Reflexion dieser fatalen Dynamiken kein Widerstand gegen die als gewaltsam erfahrenen Männlichkeitsnormen entsteht, sondern vielfach ein Begehren nach eben dieser Männlichkeit

und ihrer konkreten körperlichen Gewalt Ausdruck findet. So beschreibt Simon eine durchaus exemplarische Szene:

*Ich war kürzlich auf ner Sexparty. Und da warn Typ, der war supersexy und männlich und attraktiv. Und ich hab mit dem auch was unsafes gemacht, wo ich denk, wenn er nich so attraktiv und männlich gewesen wär', dann hätt' ich des wahrscheinlich nich gemacht. Wo des irgendwo mich so hemmungslos gemacht hat, wo ich so im Rausch war. Wow, dieser tolle Typ will mich. (Simon)*

Simon ist sich der Risikosituation höchst bewusst. Zugleich reflektiert er, wie oben angedeutet, den zwanghaften Charakter des geltenden Männlichkeitsbildes, dem er sich durch Nachvollzug entsprechender Symbole zumindest nach Außen hin anzunähern versucht. Innerhalb dieses Bewertungsrahmens verkörpert der »Typ« auf der Sexparty durch äußere Attraktivität sein Männlichkeitsideal, dem er selbst in seinen Augen niemals gerecht werden kann. Trotz des Wissens um die (und, wie kurz darauf deutlich wird, der Angst vor der) Risikosituation und möglicher gesundheitlicher Folgen (wie insbesondere eine Infektion mit Hepatitis C) hat er sich auf »was *Unsafes*« eingelassen. Das Begehren des Anderen bedeutet Anerkennung und bringt eine nur als »Rausch« zu beschreibende Steigerung des Selbstwertgefühls. Der Begriff des Rausches deutet aber auch auf die Kurzfristigkeit dieses Mehrwertes hin, seinen illusionären Charakter. Die temporäre Partizipation an seiner imaginierten Männlichkeit, die den Anderen als Spiegel des Selbst benötigt, erfolgt durch die Inkaufnahme möglicherweise dauerhafter Schädigungen. Entscheidend ist dabei die Zusammenführung von Männlichkeitsvorstellung und ungeschütztem Sex. Gerade weil in der schwulen *Community* infolge von AIDS *Safer Sex* als absolute Verhaltensnorm besteht, bedeutet anonymer *unsafes* Sex einen Tabubruch, der als Abgrenzung von einer sich in den letzten zwei Dekaden stark verändernden homosexuellen Lebenswirklichkeit verstanden werden kann. Zunehmende gesellschaftliche Akzeptanz und die *Mainstreamisierung* der *Community* bieten kaum mehr Möglichkeiten, aus der Selbstwahrnehmung als »Anderer« identitätsstiftende Bedeutung zu erlangen; *unsafes* Verhalten wird damit potentiell zu einem im wahrsten Sinne des Wortes »positiven« Bezugspunkt eines Andersseins gegenüber einer normalisierten schwulen Lebenswelt, zur Inszenierung einer projizierten »rohen« Männlichkeit.

#### **4. Schwule Männlichkeit jenseits heteronormativer Zurichtungen?**

Die sexuelle Risikodynamik, die aus dem Männlichkeitskomplex resultiert, ist ein in vielen Interviews der Studie zu erkennendes Phänomen. Damit soll jedoch nicht suggeriert werden, dass nicht auch diskursive Brüche zu konstatieren seien, es also keine Ausnahmen in der Studie gebe, die dem entgegenlaufen oder

versuchen, die fatale Dynamik zu überschreiten. Drei Strategien sind erkennbar: Erstens bemühen sich einige Gesprächsteilnehmer, differenzierte Konzepte von Männlichkeit zu setzen und zu begründen, die sich zumeist nicht an physischen Merkmalen oder Verhaltensweisen festmachen, sondern über die Definition von Werten erfolgen, die der konventionellen *Gender*-Dichotomie entzogen sind. So spricht der Interviewpartner Uwe beispielsweise »ganz abstrakt« von »Stille«, »also dieser Zustand von absoluter Ruhe ist für mich die Wahrnehmung von Männlichkeit« (lacht). Vor dem Hintergrund seiner regelmäßigen Aufenthalte in einem (rein männlichen!) »Schweigekloster« wird sein Begriff von Männlichkeit extrem individualisiert und dem üblichen geschlechterbezogenen Wertungsschema entzogen. Die in dieser Art versuchten Ablösungen von einem heteronormativen Männlichkeitsideal erscheinen jedoch defensiv konzipiert und verbleiben so immer noch im Bann dessen, wovon sie befreien sollen. Zweitens werden unterschiedliche Formen einer spielerischen Ironisierung mit den Männlichkeitsvorstellungen thematisiert. Jan etwa erzählt von seinen bewussten Inszenierungen von Geschlecht und Geschlechterrollen in der schwulen Szene, in denen er mit den Erwartungen der Anderen spielt und sich damit einen Handlungsspielraum schafft: So »mit Basecap aufsetzen beim Weggehen, super, ja. Da erkennt mich meine eigene Mutter nicht mehr«, da komme er rüber wie »die Hete Nummer eins heut am Start«; er wisse genau, wie er damit ganz gut ankomme. Auch der Interviewpartner Jonathan beschreibt, wie er ein bestimmtes männliches »Bild« »darstellen« könne. Dieser Umgang mit geschlechtsspezifischen Normen der »heterosexuellen Matrix« wurde theoretisch-programmatisch von Judith Butler in ihrem *Queer Theory-Ansatz* einer performativen *Gender*-Parodie gefasst (Butler 1991). Sie verband – dem dekonstruktivistischen Paradigma folgend, dass jede Wiederholung immer schon Abweichung sei – damit die Hoffnung, die in Geschlecht eingeschriebenen Machtverhältnisse zu verschieben. Folgt man den Erzählungen in den Interviews, klappt dies zumindest in der sexuellen Interaktion nur situativ. Es setzt eine weit reichende Reflexion über diese normativen Vorstellungen voraus, die zumindest teilweise verinnerlicht sind und sich als Habitus verfestigt haben; zudem weisen genau die Szenebeschreibungen, in denen es zu ungeschütztem Sex gekommen ist, darauf hin, dass dieser Reflexions- und Ironiemodus ausgeschaltet wird, sobald eben jener imaginierte Idealtyp Begehren weckt, den man doch eigentlich ironisiert. Drittens ist – vereinzelt – eine Suche nach »neuen« *Gender*-Zuschreibungen von Männlichkeit erkennbar, die – paradoxerweise – in letzter Konsequenz auf die bewusste und gesuchte HIV-Infektion aufgrund der damit verbundenen Faszination des infizierten Körpers hinausläuft. In der folgenden Interviewsequenz wird der Reiz, sich bewusst in eine Risikosituation zu begeben und der Gewalt des anderen – bekannt HIV-positiven – Mannes auszuliefern, erkennbar:

*Interviewer: Reizt es, Opfer zu sein?*

*Tom: (7 Sekunden Pause) Ob es das Opfer is, das weiß ich nicht. (5 Sekunden Pause) Aber vielleicht is es Ausgeliefertsein oder dieses, ja vielleicht Opfer in dem Sinne, dass der andere dann sozusagen bestimmt oder den maßgeblichen Einfluss hat.*

*Interviewer: Was ist geil daran?*

*Tom: Weil man sich selbst irgendwo da völlig aufgibt. Also man ist ja dann für den andren ja nur noch Objekt. Nur noch sozusagen, ganz kratzig ausgedrückt, man steht da nur zur Benutzung, zur Verfügung.*

Diese Szene ist sicherlich nicht verallgemeinerbar. Sie zeigt jedoch *in extremis* die Bedeutung, die HIV in der schwulen *Community* innehat. Über übliche Merkmale männlicher Macht hinaus kommt durch die bekannte HIV-Infektion von Toms Sexualpartner eine wesentlich neue Dimension ins Spiel: Er besitzt nicht nur symbolisch den Phallus, dieser stellt darüber hinaus eine sehr reelle (und doch imaginäre, weil unsichtbare, zeitlich verschobene, bloß potentielle) Todesdrohung dar. Der HIV-positive Mann verkörpert in diesem Sinne die größtmögliche Macht über den Anderen. Tom unterwirft sich dieser, degradiert sich zum rein passiven Objekt des Begehrens. Innerhalb des sexuellen Spiels partizipiert er so an dessen imaginierten Männlichkeit, die ja wiederum von seiner bereitwilligen Unterwerfung abhängig ist. Gleichwohl ist sich Tom darüber im Klaren, dass er mit seinem intentionalen Risikoverhalten die *Safer-Sex-Norm*, die innerhalb der schwulen *Community* gilt, bricht. Der »rohe« Sex, den er begehrt und für den der positive Mann steht, stellt für ihn ein unentfremdetes Schwulsein dar, das nicht durch soziale Normierungs- und Disziplinierungsmechanismen zurechtgemacht wurde, das ohne die Angst, die »Aids« bedeutet, verwirklicht werden kann und das gleichzeitig die gewalttätige Geschlechterdichotomie überschreitet: In der Simultaneität von traditionell männlichen und weiblichen Attributen von Macht und Ohnmacht, Aktivität und Passivität, Normalität und Subversion, Leben und Tod wird ein Begehren reflektiert, das das schwule Subjekt jenseits der sozialen Zuschreibungen als Mann oder Frau verortet.

Wie lässt sich die fatale Dynamik, die anhand der Interviews (die aufgrund des qualitativen Designs der auf HIV-positive schwule Männer bezogenen Studie natürlich nicht repräsentativ für »die Schwulen in Deutschland« sind) herausgearbeitet wurden, durchbrechen? Wenn heteronormative Männlichkeitsbilder einen nicht unerheblichen Einfluss auf das gesundheitliche Risikoverhalten von Homosexuellen haben, so wäre im Sinne präventiver Ansätze ein Erfolg versprechender – jedoch alles andere als einfach bahnbarer – Weg, andere Bilder einer gelingenden Männlichkeit innerhalb der schwulen *Community* zu etablieren. Angesichts der zunehmenden Eingliederung homosexuellen Lebens in die heterosexuelle Mehrheitsgesellschaft und der damit einhergehenden Möglichkeit der Anerkennung des bislang »Anderen« ist dies in naher Zukunft nicht

zu erwarten. Gerade *weil* schwule Lebensweisen immer größere Akzeptanz zu erfahren scheinen, vergrößert sich die Wahrscheinlichkeit, dass heteronormative Wahrnehmungs- und Interpretationsmechanismen auch in der schwulen *Community* Geltung erlangen werden. Damit signifiziert das Praktizieren von *unsafem* Sex (auch) ein Begehren nach Abgrenzung und Widerstand, nach dem Mehrwert eines ›anderen‹ Lebens (Tomso 2008). Es nötigt zu einer Antwort auf die Frage, wie die inkorporierten heteronormativen Denkmuster durchbrochen werden können. Die Position, die der positive Körper des Infizierten in Teilen der schwulen Szene einnimmt, ist auch als verzweifelter Aufschrei zu verstehen: nach einer gelingenden und souveränen schwulen Identität jenseits eines folgenschwer verinnerlichten Heterosexismus. Dass das Aufbegehren gegen die symbolische Gewalt der Heteronormativität in dieser Hinsicht nur über ein Ausagieren der Gewalt an sich selbst erfahrbar wird, ist indes bezeichnend und nötig zum Nachdenken, inwieweit das Befolgen eines kultisch zelebrierten Männlichkeitsbegehrens<sup>1</sup>, das in seinen Konsequenzen für das eigene und das Leben anderer keine Verantwortung zu kennen scheint, wirklich etwas anderes ist als die zerstörerische Seite heteronormativer Männlichkeit selbst.

## Literatur

- Barreto, Manuela u. a. (2010): How Nice of Us and How Dumb of Me: The Effect of Exposure to Benevolent Sexism on Women's Task and Relational Self-Descriptions. In: *Sex Roles* 62 (7–8), 532–544.
- Benatar, David (2003): The second sexism. In: *Social Theory and Practice* 29 (2), 177–210.
- Bourdieu, Pierre (2005): Die männliche Herrschaft. Frankfurt/M.
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/M.
- Connell, Robert W (2006<sup>3</sup>): Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeit. Wiesbaden.
- Dean, Laura (1998): Internalized homophobia, intimacy, and sexual behavior among gay and bisexual men. In: Gregory Herek (Hrsg.): *Stigma and sexual orientation: Understanding prejudice against lesbians, gay men, and bisexuals*. Thousand Oaks, 160–186.
- Diehl, Charlotte/Rees, Jonas/Bohner, Gerd (2013): Zur »Sexismus-Debatte«: Ein Kommentar aus wissenschaftlicher Sicht. [http://www.uni-bielefeld.de/psychologie/ae/AE05/Diehl\\_Rees\\_Bohner\\_Kommentar-zur-Sexismus-Debatte\\_lang\\_2013-02-07.pdf](http://www.uni-bielefeld.de/psychologie/ae/AE05/Diehl_Rees_Bohner_Kommentar-zur-Sexismus-Debatte_lang_2013-02-07.pdf) (15.04.2013).
- Dietze, Gabriele (2012): Intersektionalität im nationalen Strafraum: Race, Gender und Sexualität und die deutsche Nationalmannschaft. In: *Feministische Studien* 30 (1), 53–65.
- Digby, Tom (2003): Male trouble: Are men victims of sexism?. In: *Social Theory and Practice* 29 (2), 247–273.
- Dowsett, Gery W. u. a. (2008): ›Taking it Like a Man‹: Masculinity and Barebacking Online. In: *Sexualities* 11 (1–2), 121–141.
- Eckes, Thomas (2008): Geschlechterstereotype: Von Rollen, Identitäten und Vorurteilen. In: Becker, Ruth; Kortendieck, Beate (Hrsg.): *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methode, Empirie*. Wiesbaden, 171–182.

<sup>1</sup> Für diese Perspektive danke ich einer für mich anonym gebliebenen Vorgutachterin der *feministischen studien*.

- Engelmann, Lukas (2012): Ein queeres Bild von AIDS. HIV-Visualisierungen und queere Politiken des Vergessens. In: *Feministische Studien* 30 (2), 245–258.
- Epstein, Steven (2013): Reframing AIDS, Retooling Scholarship. In: *GLQ: A Journal of Lesbian and Gay Studies* 19 (2), 249–259.
- Halkitis, Perry N. (2001): An Exploration of Perceptions of Masculinity among Gay Men Living with HIV. In: *Journal of Men's Studies* 9 (3), 413–428.
- Herek, Gregory M. (2009): Hate Crimes and Stigma-Related Experiences Among Sexual Minority Adults in the United States. In: *Journal of Interpersonal Violence* 24 (1), 54–74.
- Hergenhan, Jutta (2012): Feminismus in Frankreich. Gegen Sexismus, Gewalt und Geschlechterstereotype: Frankreich wagt Feminismus. In: *Feministische Studien* 30 (1), 98–102.
- Johnson, Mallory O./Carrico, Adam W./Chesney, Margaret A./Morin, Stephen F. (2008): Internalized Heterosexism Among HIV-Positive, Gay-Identified Men: Implications for HIV Prevention and Care. In: *Journal of Consulting and Clinical Psychology* 76 (5), 829–839.
- Kashubeck-West, Susan/Szymanski, Dawn M. (2008): Risky Sexual Behavior in Gay and Bisexual Men: Internalized Heterosexism, Sensation Seeking, and Substance Use. In: *The Counseling Psychologist* 36 (4), 595–614.
- Kerner, Ina (2009): Alles intersektional? Zum Verhältnis von Rassismus und Sexismus. In: *Feministische Studien* 27 (1), 36–50.
- King, Michael u. a. (2008): A systematic review of mental disorder, suicide, and deliberate self harm in lesbian, gay and bisexual people. In: *BMC Psychiatry*. 8, Nr. 70. <http://www.biomedcentral.com/1471-244X/8/70> (10.3.2013).
- Langer, Phil C. (2009): Beschädigte Identität. Dynamiken des sexuellen Risikoverhaltens schwuler und bisexueller Männer. Wiesbaden.
- Lavinia, Gianettoni/Roux, Patricia (2010): Interconnecting Race and Gender Relations: Racism, Sexism and the Attribution of Sexism to the Racialized Other. In: *Sex Roles* 62 (5–6), 374–386.
- Lippl, Bodo (2007): Gewalterfahrungen von schwulen und bisexuellen Männern und Jugendlichen in Deutschland. Ergebnisse der Maneo-Umfrage 2006/2007. Berlin.
- Meyer, Ilan H. (2003): Prejudice, Social Stress, and Mental Health in Lesbian, Gay, and Bisexual Populations: Conceptual Issues and Research Evidence. In: *Psychological Bulletin* 129 (5), 674–697.
- Mosso, Cristina u. a. (2013): The Role of Legitimizing Ideologies as Predictors of Ambivalent Sexism in Young People: Evidence from Italy and the USA. In: *Social Justice Research* 26 (1), 1–17.
- Rehberg, Peter (2005): Die Glatze des Widerstands. In: Freitag vom 4. März 2005. <http://www.freitag.de/autoren/der-freitag/die-glatze-des-widerstands> (15.4.2013).
- Simonsen, Gregory/Blazina, Chris/Watkins Jr, C. Edward (2000): Gender role conflict and psychological well-being among gay men. In: *Journal of Counseling Psychology* 47, 85–89.
- Singer, Merrill u. a. (2006): Syndemics, sex and the city: Understanding sexually transmitted diseases in social and cultural context. In: *Social Science & Medicine* 63, 2010–2021.
- Stall, Ron u. a. (2003): Association of Co-occurring psychosocial health problems and increased vulnerability to HIV/AIDS among urban men who have sex with men. In: *American Journal of Public Health* 93 (6), 939–942.
- Szymanski, Dawn M./Carr, Erica R. (2008): The Roles of Gender Role Conflict and Internalized Heterosexism in Gay and Bisexual Men's Psychological Distress: Testing Two Mediation Models. In: *Psychology of Men & Masculinity* 9 (1), 40–54.
- Tomso, Gregory (2008): Viral Sex and the Politics of Life. In: *South Atlantic Quarterly* 107 (2), 265–285.
- West, Candace/Zimmerman Don H. (1987): Doing Gender. In: *Gender & Society* 1, 125–151.